

Lojacono ermittelt in Neapel 1

Das Krokodil

Bearbeitet von
Maurizio de Giovanni, Susanne Van Volxem

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 352 S. Paperback
ISBN 978 3 499 24735 4
Format (B x L): 12,5 x 19 cm

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Maurizio de Giovanni

Das Krokodil



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Maurizio de Giovanni

DAS KROKODIL

Kriminalroman

Aus dem Italienischen von
Susanne Van Volxem

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel «Il Metodo del Coccodrillo»
bei Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Mai 2015
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Il Metodo del Coccodrillo» Copyright © 2012 by
Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
Umschlagabbildung Millennium Images/LOOK-Foto
Satz aus der Dolly PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 499 24735 4

*Für Luigi Alfredo Ricciardi
und für die Seelen im Dunkel*

*Eiapopeia, was funkelt da so?
Das sind die lieben Sternlein,
die leuchten so froh.
Ich schenke dir den hellsten,
mein kleines Kindelein,
doch erst mal musst du schlafen,
gar hübsch und gar fein.
Eiapopeia, was glänzet da so?
Das ist der liebe Mond,
der bewacht deine Ruh'.*

Der Tod kommt um acht Uhr vierzehn auf Gleis drei an, mit sieben Minuten Verspätung.

Er bahnt sich seinen Weg durch Koffer, Aktentaschen und Rucksäcke, mischt sich unter Pendler, die seinen kalten Atem nicht spüren.

Der Tod geht mit unsicheren Schritten, versucht, sich von der Hast der Reisenden nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Nun ist er in der großen Bahnhofshalle angekommen, das Gegröle der Jugendlichen im Ohr, den Duft aufgebakener *panini* in der Nase. Er blickt sich um, wischt sich rasch eine Träne unter dem linken Auge weg. Und schon verschwindet das Taschentuch wieder in der Jackentasche.

Der Ausgang ist nicht auszumachen; ihm bleibt nichts anderes übrig, als der Laufrichtung der Menschen zu folgen und sich am Straßenlärm zu orientieren. Überall neue Geschäfte, dieser Ort ist nicht wiederzuerkennen. Wie sehr sich alles verändert hat mit den Jahren! Er hat sich genau vorbereitet, alles bis ins kleinste Detail geplant. Die Suche nach dem Ausgang wird der einzige unsichere Moment sein.

Niemand bemerkt ihn. Der Blick eines jungen Mannes, der rauchend an einem Pfeiler lehnt, gleitet über ihn hinweg, als wäre er unsichtbar. Ein klinischer Blick. Nichts

zu holen, besagt er, die abgetragenen Schuhe und die altmodische Kleidung sind genauso von gestern wie die selbsttönenden Brillengläser und die dunkle Krawatte. Der Blick wandert weiter und hält inne bei der offen stehenden Handtasche einer Frau, die wild gestikulierend in ihr Handy spricht. Niemand sonst sieht den Tod, der mit zögerlichen Schritten die Bahnhofshalle durchquert.

Nun ist er draußen. Feuchte Luft und Benzingeruch schlagen ihm entgegen. Es hat gerade erst aufgehört zu regnen, der Bürgersteig ist glitschig vom aufgeweichten Dreck. Plötzlich durchbricht ein Sonnenstrahl die Wolkendecke. Der Tod blinzelt in das grelle Licht und wischt sich erneut eine Träne aus dem Augenwinkel. Er blickt sich um und sieht den Taxistand. Ein Bein leicht hinter sich herziehend, geht er los.

Er steigt in einen Wagen, der schon bessere Tage gesehen hat. Es stinkt nach kaltem Rauch, der Sitz ist durchgessen. Beinahe flüsternd nennt er die Adresse, die der Taxifahrer wie zur Bestätigung noch einmal laut wiederholt, während er ruckartig anfährt und sich, ohne die Vorfahrt zu beachten, in den Verkehr einfädelt. Niemand protestiert.

Der Tod ist in der Stadt angekommen.

Polizeimeister Luciano Giuffrè schob seine Brille in die Stirn und rieb sich mit beiden Händen die Augen.

«Signora, so kommen wir nicht weiter. Sie können hier nicht einfach reinspazieren und uns von der Arbeit abhalten – wir haben auch noch andere Dinge zu erledigen. Also, erzählen Sie bitte noch mal kurz und bündig: Was ist passiert?»

Die Frau kniff die Lippen zusammen und warf einen schrägen Blick zu dem anderen Schreibtisch im Zimmer.

«Commissario, nicht so laut. Sonst hört der da noch alles mit ...»

Giuffrè breitete die Arme aus.

«Ich habe es Ihnen doch eben schon gesagt: Ich bin kein Kommissar. Ich bin ein einfacher Polizeimeister, der zu seinem Leidwesen hier aufs Revier versetzt worden ist, um Strafanzeigen aufzunehmen. Und «der da» ist sowieso mit seinen Gedanken ganz woanders. Das ist Ispettore Lojacono, er macht den gleichen Job wie ich, nur dass er um einiges besser dran ist: Zu ihm geht nämlich nie einer.»

Der Mann an dem anderen Schreibtisch schien von der Tirade seines Kollegen nichts mitzubekommen. Er starrte unentwegt auf seinen Bildschirm, die Hand an der Maus.

Die Frau mittleren Alters warf Giuffrè einen betont gleichmütigen Blick zu, während sie an ihrer Handtasche nestelte.

«Na ja, der Kunde geht halt lieber zum Verkäufer seines Vertrauens.»

«Verkäufer? Ich muss doch sehr bitten. Wir sind hier nicht beim Metzger. Und nun sagen Sie mir doch, was passiert ist, sonst muss ich zum nächsten Fall übergehen.»

Die Frau senkte den Blick.

«Verzeihen Sie, Commissario, ich bin heute einfach etwas nervös. Es ist so: Die aus der Etage unter mir, wissen Sie, die hat sich schon wieder neue Katzen ins Haus geholt. Jetzt sind's schon drei.»

«Und? Was haben wir damit zu tun?»

«Na, die Katzen miauen!»

«Was sollen sie denn sonst tun?»

«Ich habe das Gefühl, Sie wollen mich nicht verstehen, Commissario. Diese Katzen miauen nicht nur, sie stinken auch noch, habe ich festgestellt. Und da wurde es mir zu bunt: Ich habe mich über den Balkon gebeugt und der Nachbarin zugerufen, dass sie sofort mit ihren Viechern verschwinden soll.»

Giuffrè schüttelte den Kopf.

«Und, wie hat sie reagiert?»

Die Frau richtete sich kerzengerade in ihrem Stuhl auf.

«Sie hat gesagt, ich soll sie am Arsch lecken.»

Giuffrè nickte, im Geiste mit der Katzenbesitzerin einig.

«Und?»

Die Frau riss ihre Schweinsäuglein auf.

«Und jetzt will ich sie anzeigen, Commissario. Ich will,

dass sie eine Strafe kriegt – wegen Aufforderung zum Arschlecken.»

Giuffrè wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte.

«Signora, ich bin kein Kommissar. Und jemanden aufzufordern, ihn am Arsch zu lecken, ist, soweit ich weiß, kein Straftatbestand. Lassen Sie mich Ihnen einen guten Rat geben: Gehen Sie jetzt nach Hause und versuchen Sie, das Ganze mit etwas mehr Gelassenheit zu betrachten. Ein paar Katzen mehr oder weniger tun niemandem weh, im Gegenteil, sie vertreiben sogar noch die Ratten. Und jetzt muss ich Sie leider bitten zu gehen.»

Die Frau stand auf, sie zitterte vor Empörung.

«Und für so was muss unsereins Steuern zahlen!», schnaubte sie und rauschte zur Tür hinaus.

Giuffrè nahm seine Brille mit den dicken Gläsern ab und knallte sie auf den Schreibtisch.

«Langsam frage ich mich wirklich, wen ich in meinem früheren Leben so schlecht behandelt habe, dass ich diesen Job hier machen muss. Es ist nicht zu glauben: In einer Stadt, wo an jeder zweiten Straßenecke eine Leiche gefunden wird, kommt so eine wie die da anmarschiert, um Anzeige zu erstatten, nur weil ihr jemand gesagt hat, sie kann ihn mal am Arsch lecken. Findest du das in Ordnung?»

Der Mann am anderen Schreibtisch hob den Blick vom Monitor. Sein Gesicht mit den mandelförmigen schwarzen Augen, den hohen Wangenknochen und den feingezeichneten vollen Lippen hatte fast orientalische Züge. Eine widerspenstige Haarsträhne fiel ihm in die Stirn. Obwohl er die vierzig gerade erst überschritten hatte, zeugten bereits tiefe Falten neben Mund und Augen von vergangenen Sorgen und Nöten.

«Komm schon, Giuffrè. Das ist Kinderkram. Irgendwas musst du doch tun, um den Tag rumzukriegen.»

Mit einer hastigen Bewegung setzte der Polizeimeister die Brille wieder auf die Nase und spielte den Überraschten. Er liebte es, seine Worte mit ausdrucksstarken Gesten zu untermalen.

«Ah, der werthe Herr ist aus dem Tiefschlaf erwacht. Was kann ich für dich tun, Ispettore? Dir vielleicht einen Kaffee und eine Brioche bringen? Oder lieber die Zeitung, damit du nachlesen kannst, was in diesem Land so passiert, während du deine Siesta hältst?»

Lojacono schenkte ihm ein schiefes Lächeln.

«Was kann ich dafür, wenn die Leute mich nur einmal schräg ansehen und sich dann vor deinen Schreibtisch setzen? Du hast doch gehört, was die Nervensäge gesagt hat: Der Kunde geht lieber zum Verkäufer seines Vertrauens.»

Giuffrè richtete sich zu seinen ganzen ein Meter fünf- undsechzig auf.

«Hör mal, du sitzt genauso auf diesem sinkenden Schiff wie ich, das ist dir doch hoffentlich klar. Oder denkst du etwa, du bist hier nur zu Besuch? Weißt du, wie die anderen unsere Abteilung nennen? «Cottolengo» nennen sie sie. Nach dem Krankenhaus in Turin, wo die Schwachsinnigen hingeschickt werden. Und was meinst du wohl – dass sie nur *mich* damit meinen?»

Lojacono zuckte mit den Schultern.

«Was interessiert mich das? Sollen sie diesen Saftladen doch nennen, wie sie wollen. Mich nervt das hier noch viel mehr als euch alle zusammen.»

Er wandte sich wieder seinem Monitor zu. Unter dem Pokerspiel, das er den ganzen Tag lang gegen seinen Com-

puter spielte, waren die Uhrzeit und das Datum angezeigt:
10. April 2012. Zehn Monate und ein paar Zerquetschte. Seit
über einem Dreivierteljahr war er jetzt hier. In der Hölle.

Durch den Kopfhörer des Mädchens an der Rezeption dröhnte Beyoncé in voller Lautstärke. Bei den lächerlichen vierhundert Euro, die sie monatlich verdiente, noch dazu an der Steuer vorbei, konnte man nichts anderes von ihr verlangen. Andererseits, in Zeiten wie diesen war der Job als Empfangsdame in einem Zehn-Zimmer-Hotel in Posillipo vielleicht gar nicht so übel, immerhin konnte sie nebenbei für ihre Prüfungen lernen. Aber öde war es trotzdem.

Als sie kurz von ihrem Buch aufsaß, zuckte sie zusammen. Hinter dem Tresen stand ein Mann, der sie beobachtete.

«Entschuldigen Sie, ich habe Sie nicht kommen hören. Wie kann ich Ihnen helfen?»

Sie nahm die Kopfhörer von ihren Ohren, ohne jedoch die Musik abzustellen.

Auf den ersten Blick wirkte der Mann wie ein Greis. Wenn sie genauer hingeschaut und sich nicht von der unscheinbaren Kleidung, der dunklen Krawatte, den selbsttönenden Brillengläsern (bei wem hatte sie zuletzt so eine Brille gesehen? Vielleicht bei ihrem Großvater?) hätte ablenken lassen, dann hätte sie ihn vermutlich ein paar Jahre jünger geschätzt. Aber mit der BWL-Prüfung im Nacken

und Beyoncé, die aus den Kopfhörern grölte, würde sie dem fremden, gesichtslosen Gast, der da vor ihr stand, kaum mehr Aufmerksamkeit widmen als nötig.

«Ich habe ein Zimmer reserviert, ich glaube, die Nummer sieben. Schauen Sie doch bitte mal nach.»

Auch seine Stimme war ausdruckslos, kaum mehr als ein heiseres Flüstern. Der Mann zog ein Taschentuch aus der Tasche und wischte sich rasch über das linke Auge. Vielleicht hat er Heuschnupfen, dachte das Mädchen.

«Ja, hier haben wir die Reservierung. Ich sehe gerade, die Nummer neun ist auch eben frei geworden, das wäre ein Zimmer mit Blick aufs Meer. Die Sieben geht nach hinten raus. Wenn Sie möchten, können wir...»

Der Alte unterbrach sie freundlich.

«Nein danke. Ich würde gern bei der Sieben bleiben, da ist es bestimmt weniger laut. Ich bin hier, um mich zu erholen. Sagen Sie, haben Sie auch einen Hausschlüssel für mich? Falls ich abends mal spät zurückkomme. Ich habe im Internet gelesen, dass das möglich ist, weil Sie hier keinen Nachtportier haben.»

Ist hier, um sich erholen, und fragt dann nach dem Hausschlüssel, weil er abends spät zurückkommt, dachte das Mädchen. Alles klar ...

«Aber natürlich, bitte schön – der ist für den Hintereingang und der fürs Zimmer. Wissen Sie schon ungefähr, wie lange Sie bleiben?»

Eine ganz normale Frage, reine Formalität. Doch der Alte schien sich für die Antwort mächtig anstrengen zu müssen. Sein Blick hinter den Brillengläsern verlor sich ins Leere, eine Falte grub sich in die Stirn unter dem schüttereren weißen Haar.

«Ich weiß es noch nicht. Einen Monat, vielleicht auch weniger.»

«Kein Problem, lassen Sie sich Zeit. Angenehmen Aufenthalt!»

Und schon dröhnte Beyoncé wieder in ihren Ohren.

Das Zimmer Nummer sieben. Mit Bedacht ausgewählt auf dem Zimmerplan des Hotels, den er im Internet tausendmal studiert hatte. Das Einzelbett parallel zur Wand, das Bad mit Duschkabine, aber ohne Bidet, der Kleiderschrank mit den knarrenden Türen. Ein Sekretär, ein Stuhl, ein Nachttisch. Perfekt. Alles war perfekt.

Der Alte legte den Koffer aufs Bett, öffnete den Reißverschluss, überprüfte rasch den Inhalt, zog seine Jacke aus und hängte sie ordentlich in den Schrank. Dann schob er den Sekretär vors Fenster und zog das Rollo halb nach oben, ohne den Vorhang zu öffnen. Er schaute hinüber auf die andere Seite des schmalen Privatwegs und nickte zufrieden. Dann lockerte er seine Krawatte und nahm Platz. Er betrachtete den Stift in seiner Hand und den Schreibblock mit dem protzigen Hotel-Logo, warf einen weiteren Blick nach draußen und begann zu schreiben.

Der Koffer war halb leer, bis auf ein paar Kleidungsstücke. Und eine Pistole.

Lojacono sah auf die Uhr, zum hundertsten Mal. Elf Uhr achtundfünfzig. Er beschloss, nicht länger zu warten, auch weil Giuffrè endlich den Raum verlassen hatte. Er griff zum Hörer und wählte die Nummer.

«Hallo?»

Sofort versuchte er die Bilder zu vertreiben, die der Klang von Sonias tiefer Stimme in seinem Kopf heraufbeschwor. Ihr Lachen, ihre weichen Brüste, der Geschmack ihrer Lippen. Vorvergangenheit.

«Hallo, ich bin's.»

«Was willst du?»

Lojacono lächelte bitter.

«Ich freue mich auch, dich zu hören.»

Ihre Stimme wurde laut.

«Mach dich ruhig lustig über mich – nach allem, was du deiner Tochter und mir angetan hast. Weißt du eigentlich, dass wir uns ein Jahr lang nicht vor die Haustür getraut haben? Du sollst uns nicht mehr anrufen, hat der Anwalt gesagt. Du sollst uns nur noch unser Geld schicken.»

Der Inspektor legte sich die Hand über die Augen. Plötzlich fühlte er sich kraftlos.

«Bitte, Sonia. Du weißt, dass ich dir immer pünktlich dein Geld schicke. Ihr kriegt fast alles von dem Hunger-

lohn, den sie mir hier zahlen. Mein Leben in dieser Stadt ist dermaßen beschissen, das kannst du dir nicht vorstellen. Es ist wirklich nicht nötig, dass du mir auch noch die Hölle heißmachst.»

Das Lachen der Frau hatte nichts Fröhliches an sich.

«Ist dir klar, was du aus unserem Leben gemacht hast? Wenn du wenigstens ein richtiger Mafioso gewesen wärest, dann hätten sie immerhin Respekt vor uns gehabt, vor Marinella und mir. Aber jetzt kann uns nicht mal mehr die Verwandtschaft in die Augen gucken, und hier, wo uns sowieso fast niemand kennt, müssen wir uns verstecken, als wären wir Diebinnen. Zum Teufel!»

Zum Teufel. Wie wenig doch dazu gehörte, in der Hölle zu schmoren.

«Wie auch immer. Ich wollte wissen, wie es euch geht. Und ich wollte mit Marinella sprechen.»

«Vergiss es! Vergiss es, hast du verstanden? Sie will nicht mit dir sprechen. Sie hat alle ihre Freunde verloren nach dieser Geschichte. Was kann einer Fünfzehnjährigen Schlimmeres passieren? Du brauchst gar nicht erst zu versuchen, sie direkt zu erreichen, sie hat eine neue Handynummer.»

Lojacono schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch, dass die Büroklammern und Stifte bebten.

«Himmelherrgott, sie ist meine Tochter! Seit zehn Monaten habe ich ihre Stimme nicht mehr gehört! Kein Richter dieser Welt kann einem Vater vorschreiben, sich seiner Tochter gegenüber tot zu stellen.»

Sonias Stimme wurde schneidend wie eine Messerklinge.

«Das hättest du dir früher überlegen müssen. Bevor du

der Mafia vertrauliche Informationen weitergegeben hast. Noch nicht mal Geld hast du dafür kassiert. Du hast einfach nur versagt. Und wenn ein Mädchen einen Versager zum Vater hat, dann muss man wenigstens dafür sorgen, dass sie für den Rest ihres Lebens keinen Schaden mehr davon nimmt. Schick das Geld und lass uns in Ruhe!»

Sie legte auf.

Erst als er den sichtlich unangenehm berührten Giuffrè an seinen Platz zurückschleichen sah, wurde Lojacono bewusst, dass er schon eine ganze Weile zusammenhanglose Sätze in den Hörer gestammelt hatte. Rasch erhob er sich und verließ den Raum.

Er kannte ihn, diesen Alfonso Di Fedè. Und wie er ihn kannte. Sie waren sogar zusammen in eine Klasse gegangen, in der Grundschule, bevor der andere wie alle aus seiner Familie Schafhirte geworden war. Er erinnerte sich noch gut an den wortkargen dicken Jungen mit dem stolzen Blick, der nie ein Buch aufgeschlagen hatte. Offenbar hatte er gewusst, was auf ihn zukommen würde.

Natürlich hatte er Alfonsos Laufbahn verfolgt, die so war wie die von vielen anderen auch. Der Härteste und Loyalste kam nach oben, Stufe um Stufe – letztlich nicht anders als bei der Polizei. Ein paar Mal eingebuchtet und wieder entlassen, bis er irgendwo auf dem Land zwischen Gela und Canicattì untergetaucht war. Noch einer, der die Ärmel hochkrepeln konnte. Der geheime Botschaften und, wenn nötig, auch den Tod überbrachte, wann immer man es von ihm verlangte.

Sie waren sich nie mehr über den Weg gelaufen. Di Fedè war nicht unter den wenigen gewesen, die sie in den hei-

ßen sizilianischen Nächten hatten aufspüren können, in irgendwelchen abgelegenen Baracken mit kargen Zimmern voller Weinflaschen und Pornoheften – Orte, an denen über die Schicksale unschuldiger Menschen verfügt wurde.

Am Ende hatte ihn doch einer geschnappt, irgendwo weit weg, in Deutschland. Und während der stundenlangen Verhöre, die zu seiner Kronzeugenschaft geführt hatten, war plötzlich sein Name aufgetaucht: Inspektor Giuseppe Lojaco vom Mobilen Einsatzkommando Agrigento, ein hochangesehener Kader weit oben auf der Karriereleiter. Weit oben, aber ohne jede Rückendeckung.

«Ja», hatte der Kronzeuge Alfonso Di Fede gesagt, «ja, natürlich: Lojaco hat uns immer mit Informationen versorgt. Über ihn haben wir von den Plänen des Einsatzkommandos erfahren und wussten, wo wir hinkonnten und wo nicht. Kann ich bitte noch einen Kaffee haben?»

Wer konnte schon sagen, woher sein Name so plötzlich aufgetaucht war? Aus irgendeinem hinteren Winkel von Di Fedes Gedächtnis oder aus der Notwendigkeit heraus, jemand anderen zu decken? In den Nächten nach der sofort erfolgten Suspendierung hatte Lojaco Stunden damit verbracht, an die Decke zu starren und sich diese Frage zu stellen.

Die Auswirkungen auf sein Leben und das von Sonia und Marinella waren verheerend gewesen. Niemand hatte mehr das Wort an ihn gerichtet: entweder aus Angst, die Unterstellung könne wahr sein, oder aus dem gegenteiligen Grund. In ihrer Verunsicherung hatten sie sich alle von ihnen abgewendet und sie allein vor dem Aus stehen lassen.

Der Zweifel in den Blicken seiner Frau und Tochter war ihm sofort aufgefallen. Mit bedingungsloser Unterstützung hatte er nicht gerechnet, allzu oft hatte er als Polizist ähnliche Geschichten mit angesehen. Er wusste genau, wie selten es außerhalb von Büchern und Filmen geschah, dass Angehörige gleichermaßen das Unglück mittrugen, wie sie das gemeinsame Glück genossen hatten. Aber er hatte gehofft, wenigstens die Chance zu haben, sich erklären und verteidigen zu können.

Besser wäre es gewesen, man hätte ihn tatsächlich vor den Kadi gestellt. Dann hätte er die ganze Absurdität der Angelegenheit aufzeigen und sie auf das zurückführen können, was sie war: ein Fall von übler Nachrede. Aber eben weil es so wenige Indizien gab, war es auch nicht zum Prozess gekommen, hatte sich Justitia nicht in die Schlacht begeben.

«Zweckmäßigkeit», so hatte das Schlüsselwort geheißen. Keine Disziplinierungsmaßnahme, sondern bloß eine Frage der Zweckmäßigkeit. Gewiss, man hatte eine Akte angelegt; in irgendeinem dunklen Hinterzimmer befand sich ein Ordner, auf dem sein Name stand und der randvoll gefüllt war mit Kopien von Verhören, Protokollen und Einsatzberichten. Fragmente, Ausschnitte aus dem Leben eines Polizisten, der in einer Gegend wohnte und arbeitete, die in Sachen Verbrechensbekämpfung weltweit zu den schwierigsten zählte. Alles war in sich zusammengefallen wie ein Kartenhaus – aus reiner Zweckmäßigkeit.

«Sie müssen mich verstehen, Lojacono», hatte der Polizeipräsident gesagt. «Ich handele nicht nur zum Wohl Ihrer Familie, sondern auch zu dem der Einsatztruppe. Die Kollegen müssen sich sicher fühlen können. Es ist für nie-

manden gut, wenn Sie hierbleiben. Sie wären einfach zu exponiert. So ist es am zweckmäßigsten.»

Reine Zweckmäßigkeit also, dass Sonia und Marinella nach Palermo hatten umziehen müssen – lieber keinen Erpressungsversuch oder gar Schlimmeres riskieren. Es gab genügend Familien, die wegen Di Fede und seines Clans Tote zu beklagen hatten, und schließlich konnte niemand vorhersehen, was für Aktionen diese Hitzköpfe planten.

Marinella hatte die Schule wechseln müssen, ihre besten Freundinnen verloren, den Jungen, für den sie geschwärmt hatte. Schreckliche Dinge in diesem Alter. Zuletzt hatte er nur noch blanken Hass aus ihrer Stimme herausgehört.

Auch seine Versetzung nach Neapel war aus reiner Zweckmäßigkeit erfolgt, natürlich. Man hatte ihn weit genug weggeschickt, um ihn los zu sein, und nahe genug, um es nicht nach Strafversetzung aussehen zu lassen. Wegen einer Schuld, die man ihm nicht nachweisen konnte. Polizeikommissariat San Gaetano, im Bauch einer Stadt, die sich in ständiger Auflösung befand. Etwas Schlimmeres, das sofort zur Verfügung gestanden hätte, war nicht zu finden gewesen. Das einzig Gute hier war der Kaffee. Wenigstens das.

Der leitende Kommissar hatte ihn in seinem Büro empfangen.

«Sie verstehen sicher, Lojacono, dass es unter den gegebenen Umständen wenig zweckmäßig ist, wenn Sie hier bei Ermittlungen tätig werden.»

Zweckmäßig oder nicht zweckmäßig, hatte er gedacht.

«Tun Sie mir also den Gefallen und halten Sie sich aus allem raus, was irgendwie nach Ermittlung aussieht.»

«Und was soll ich sonst tun?», hatte er gefragt.

«Machen Sie sich keine Gedanken, es wird nichts von Ihnen erwartet. Gehen Sie einfach aufs Revier und tun Sie, wozu Sie Lust haben. Lesen Sie oder schreiben Sie Ihre Memoiren. Seien Sie einfach da und machen Sie sich keinen Kopf. Es wird nicht lange dauern, das versichere ich Ihnen.»

Zehn Monate und ein paar Zerquetschte. Zum Verrücktwerden. Anrufe ins Leere hinein, verzweifelte Versuche, mit der Tochter zu reden. Aus der Heimat, von den alten Kollegen: nichts als Schweigen. Ein einziger Schwebestand, ohne Gefühl für Raum und Zeit, hinter einem leergefegten Schreibtisch, mit dem Computer als Poker-Gegner. Und an seiner Seite dieser Giuffrè, noch so ein Paria, Exchauffeur eines hohen Beamten, dem man eine neue Aufgabe zugeteilt hatte – eine, wo er keinen Schaden anrichten konnte. Er musste lediglich Strafanzeigen von verrückten Weibern aufnehmen.

Ich darf nicht schlecht von Giuffrè denken, sagte er sich. Er ist der Einzige, der überhaupt mit mir redet.